

Meine Eltern gingen so gut wie nie in die Oper. Ich kann mich nicht an einen einzigen Konzertbesuch erinnern. Aber zu den schönsten Erinnerungen meiner Kindheit gehören die Stunden, die ich mit meiner Mutter in der Küche verbrachte. Ich saß auf einem Höckerchen. Meine Mutter kochte und buk, wusch und trocknete ab. Sie sprach dabei mit mir, hörte meinem undeutlichen Gebrabbel begeistert zu. Vor allem aber sang sie. Was ihr gerade in den Sinn kam. Arien, Liebes- und Volkslieder.

Puccini, Verdi, viele Operetten. Niemals Mozart, nie Bach. Sie war eine ausgebildete Sängerin. Aber mein Vater wollte nicht, dass sie auf der Bühne stand „und die Männer sie anstarren“. Bei ihr lernte ich, was ein kräftiger, ein schöner, ein strahlender Sopran war. Die kleine Küche vergrößerte wohl ihr Stimmvolumen.

Als wir bei Genua lebten, besuchten wir jeden Sonntag ein Konzert in einem Park. Ein oder zwei Tenöre, ein oder zwei Sopranen sangen Hits aus italienischen Opern. „Ein Potpourri“, erklärten mir meine Eltern. Das Publikum sang mit oder raste vor Begeisterung. Ich raste mit. Ich mochte auch die Übergänge, die Melodien miteinander verbanden, die nichts miteinander zu tun hatten. So entstand ein Klangteppich, der alles mit allem verband. Nichts blieb draußen. Ich liebte das.

Später lernte ich, dass ein Kunstwerk ein Ganzes ist und wer aus ihm ein Stück heraus reißt, ist ein Barbar. Ich begann zu verstehen, dass die Kunst auch im Spannungsaufbau und nicht nur in der Entladung besteht. Im Französischunterricht erfuhr ich: pot ist das französische Wort für Topf und pourrir bedeutet verfaulen. Das entfernte mich noch weiter von meinen Kinderfreuden. Die Jagd nach „Stellen“ war ein Zeitvertreib meiner frühen Pubertät. Danach weihte ich mein Herz und meinen Verstand mit dem ganzen Hochmut eines jungen Mannes dem „Werk“. Es war ein Ganzes und es war einzigartig. Aber: „Man kehrt immer zu seiner ersten Liebe zurück“. Das ist übrigens die deutsche Fassung eines französischen Textes aus einer ansonsten vergessenen Komischen Oper eines ansonsten vergessenen Autors aus dem Jahre 1814. Aber kommen wir zum Thema.

Wer schöne Stellen suche, der müsse Kriterien haben

Der Schweizer Literaturkritiker und Schriftsteller Charles Linsmayer hat auf 503 Seiten kurze Texte von 135 Autoren aus der ganzen Welt zusammengetragen, von Anna Achmatowa und Chimamanda Ngozi Adichie bis Emile Zola und Marina Zwetajewa. Nein, das Potpourri folgt keiner alphabetischen Ordnung, die zwischen 1870 und 2020 entstandenen Texte werden auch nicht chronologisch vorgestellt, sondern folgen einer thematischen Ordnung, wie ich sie aus den Konzerten in Pegli erinnere.

Das Konzert dauerte allerdings nur etwas mehr als eine Stunde, während der dicke Band mehr Emotionen zu Worte kommen lässt und jede von ihnen darum in mehr Facetten auftreten kann. Im Abschnitt „Freiheit“ zum Beispiel kommen neun Autor:innen zu Wort: u.a. Dosto-



Anna Achmatowa (1889-1966).

TOPFOTO/UNITED ARCHIVES/IMAGO IMAGES

Das Potpourri sei gepriesen

Eine Einladung in Charles Linsmayers weltliterarisches Lesebuch

Von Arno Widmann

jewski. Havel und Soyinka. Zu „Liebe“ tragen u.a. bei Bachmann, Borges und Mallarmé. Es gibt ein eigenes Kapitel „Nationalsozialismus: Wirklichkeit und Hypothek“.

Ein geglücktes Potpourri mischt die Emotionen, lässt einen tieftraurig werden und wirbelt ei-

nen im nächsten Atemzug in lebensbejahenden Jubel.

Das geht in einer solchen Anthologie natürlich nicht. Im Kapitel „Nationalsozialismus: Wirklichkeit und Hypothek“ wird man vergeblich nach Lebensfreude suchen. Aber wie schon die Überschrift deutlich macht, kommen



Adèle Foucher (1803-1868).

XPHOTO/IMAGO IMAGES

Beschreibung und Analyse zusammen. Manchmal verteilt auf verschiedene Texte und dann wieder in einem zusammen wie bei Jorge Semprún auf zweieinhalb Seiten. Semprún sitzt im KZ Buchenwald und legt Karteikarten für die Neuankömmlinge an. Vor ihm ein polnischer Jude aus einem kleinen Lager bei Tschentschou. Der berichtet Semprún, dass die Deutschen das Lager verlassen hatten, die jüdischen Insassen aber ihnen gefolgt seien und von ihnen verlangt hatten, abtransportiert zu werden.

Semprún versteht nicht. „Die Deutschen führen ab, weil die Russen im Anmarsch waren.“ „Ja, und?“ „Er beugt sich zu mir, gereizt, von jäher Wut gepackt. ‚Sie wissen also nicht‘, schreit er mir zu, ‚dass die Russen die Juden hassen?‘ Ich schaue ihn an. Er weicht zurück, er hofft, dass ich es jetzt kapiert habe. Ich glaube, dass ich es tatsächlich kapiert habe.“

Das ist noch nicht das Ende des zitierten Semprún-Textes. Er endet mit dieser Überlegung: Da ist die „ganz offen antisemitische Geschichtsperiode“ die nur „elende und unterwürfige Juden duldet, um sie verachten und ausrotten zu können“. Und da ist die andere „noch lächerlichere Geschichtsperiode, die zuweilen nicht weiß, dass sie antisemitisch ist, die sogar vorgibt, es nicht zu sein, aber die nur unterdrückte Juden duldet, Opfer, um sie bejammern und anlässlich ihrer Ausrottung beklagen zu können.“ Das schrieb Jorge Semprún 1980 in „Was für ein schöner Sonntag!“

Else Lasker-Schüler schrieb 1919 an Franz Marc: „Mein lieber, lieber, lieber, lieber blauer Reiter Franz Marc. Du willst wissen, wie ich alles zu Hause angetroffen habe? Durch die Fensterluke kann ich mir aus der Nacht ein schwarz Schäfchen greifen, das der Mond behütet; ich wär dann nicht mehr so allein, hätte etwas zum Spielen. Meine Spelunke ist eigentlich ein kleiner Korridor, eine Allee ohne Bäume. Ungefähr fünfzig Vögel besitzt ich, zwar wohnen tun sie draußen, aber morgens sitzen sie alle vor meinem Fenster und warten auf mein täglich Brot. Sag mir mal einer was auf die Vögel, es sind die höchsten Menschen, sie leben zwischen Luft und Gott, wir leben zwischen Erde und Grab. Meine Spelunke ist ein langer, banger Sarg, ich habe jeden Abend ein Grauen, mich in den langen, banger Sarg niederzulegen. Ich nehme schon seit Wochen Opium, dann werden Ratten Rosen und morgens fliegen die bunten Sonnenflecken wie Engelchen in meine Spelunke und tanzen über den Boden.“

Sie merken: Ich mache mir mein eigenes Potpourri aus den Hunderten von Charles Linsmayer zusammengetragenen Seiten. Aber er hat ja auch seines aus Zehntausenden Seiten zusammengestellt. Nach der Abklärung der Urheberrechtsfragen ging es nur noch darum, was ihm von den vorliegenden deutschen Übersetzungen gefiel.

Ich weiß, einige Leserinnen und Leser gehen davon aus, es gebe so etwas wie einen Kanon. Wer schöne Stellen suche, der müsse Kriterien haben. Schließlich gebe es ja eine Wissenschaft, die uns sagen könne, was gelungen wäre und was nicht. Ich darf Ihnen sagen: Diese Wissenschaft gibt es nicht. Jede von uns entwickelt im Laufe ihres Lebens Vorlieben und

wenn sie Glück hat, hört sie nie auf, neue zu entdecken. Das ist unsere Lebensgeschichte.

Sie werden in Linsmayers Buch entdecken, was Sie kennen und lieben oder womöglich nicht haben lieben können, weil man Sie in der Schule dazu gar zu sehr bedrängte. Womöglich hat Ingeborg Bachmanns „Erklär mir, Liebe“ dazu gehört. Lesen Sie das Gedicht hier wieder. Vielleicht sind Sie jetzt offen dafür. Linsmayer ist souverän genug, um sich auch – eine wichtige Lektion – über die von ihm gezogenen Grenzziehungen hinwegzusetzen. Die Erzählung „Der letzte Tag eines Verurteilten“ von Victor Hugo, aus der er zwei Seiten bringt, erschien bereits 1829.

Es wird Sie vergnügen, dem Stellenjäger Charles Linsmayer nachzustellen und sich ein eigenes Potpourri aus dem seinen zu kreieren. Vergessen Sie nicht, es mit von Linsmayer nicht genannten, von ihnen aber geliebten Autorinnen und Autoren zu ergänzen. Ich finde zum Beispiel: Über das zwanzigste Jahrhundert und die Stellung der Menschheit überhaupt lässt sich nicht nachdenken ohne Stanislaw Lems „Das Katastrophenprinzip“ und in meine Anthologie der großen Texte gehörte in jedem Fall „Die gelbe Tapete“ von Charlotte Perkins Gilman, erschienen 1892.

Vergessen Sie nicht, Ihre Lieblinge zu ergänzen

Potpourris bekommen in jedem Kopf Junge. Das sind schmerzfreie, ja lustvolle Geburten. Auch dafür danke ich Charles Linsmayer. Ein wenig schmälert meine Freude an der Lektüre, dass ich den Titel des Buches nicht begreife. In seinem Nachwort erklärt er mir, was er mit „synchron global“ meint – die von ihm hergestellte Zeitgenossenschaft der von ihm ausgesuchten Texte –, nicht aber – oder habe ich es verständnislos überlesen? – was das „19/21“ soll.

Auf die fünfhundert Seiten Anthologie folgen 135 Seiten, auf denen die Autor:innen vorgestellt werden mit Zeichnungen von Claudio Fedrigo und kurzen Texten von Linsmayer. Sie gleichen eher Lexikonartikeln als persönlichen Porträts. Desto mehr freuten mich die letzten Sätze der Victor Hugo-Biographie: „Was gab ihm selbst seine Kraft? Die Liebe der Frauen, ‚jener Geschöpfe‘, die, wie er einmal sagte, ‚dem Mann die Erde annehmbar machen“.

Das begann mit der heimlichen Liebe des 17-Jährigen zur 16-jährigen Adèle Foucher, die 1822 seine Frau wurde, ging weiter mit der mit Adèle rivalisierenden lebenslangen Geliebten Juliette Drouet und unzähligen weiteren Geliebten bis zur 23-jährigen Kopistin Blanche Lanvin, mit welcher der 76-Jährige vom 22. bis zum 26. Juni 1878 ein „nie dagewesenes Fest der Sexualität“ erlebte, ehe ihn am 27. Juni ein Hirnschlag der Sprache beraubte.“ Charles Linsmayer wurde, das muss hier jetzt vermerkt werden, 1945 geboren.



Charles Linsmayer (Hg.): 19/21 Synchron Global. Ein weltliterarisches Lesebuch. Th. Gut Verlag, Zürich 2024. 652 S., 39 Euro.